

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Büffeljagd am Missouri

[urn:nbn:de:bsz:31-250681](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-250681)

## Büffeljagd am Missouri.

(Tafel 5.)

Der amerikanische Büffel, richtiger Bison (*Bos americanus*) genannt, ist das größte unter den wiederkäuenden Thieren der westlichen Erdhälfte; der „große Geist“ hat dieses Thier über die ausgedehnten Steppen und Wiesengründe vom dreißigsten bis zum fünfundsünfzigsten, und theilweise bis zum zweiundsechzigsten Grade nördlicher Breite, vertheilt, um den rothen Männern, die zwischen dem Winnipegsee und der Grenze von Mexiko einerseits, und dem Mississippi und der langen Kette der Felsengebirge andererseits wohnen, zur Nahrung zu dienen. Dem Indianer leistet der Büffel dieselben Dienste, welche dem Bewohner der Inseln des indischen Archipelagus die Kokospalme gewährt. Das Fleisch bildet seine tägliche Speise, der Pelz dient ihm zur Kleidung, aus den Häuten verfertigt er Kähne, Sättel, Zäume und Fangschnüre; aus dem Horn macht er Löffel, des Gehirns bedient er sich zum Gerben der Haut, die Knochen geben Sattelgestelle, Keulen, und werden zu allerlei nützlichen Werkzeugen verarbeitet. Das in ihnen befindliche Mark ist ein gesuchter Leckerbissen. Die Sehnen werden zu Vogensträngen und wie bei uns Seile, Stricke und Zwirn benutzt; aus Weinen und Hufen kocht man einen guten Leim; das lange Haar der Mähnen wird versponnen, und selbst der Büschel am Schweife leistet seine guten Dienste als Fliegenwedel, um die lästigen Moskitos abzuwehren.

Der Büffel erreicht nicht selten ein Gewicht von nahe an zwanzig Centnern, und sein Fleisch ist ungemein saftig. Vom Halse herab hängt die zottige Mähne oft bis zur Erde hinab; die Farbe seines Haares ist gewöhnlich dunkelbraun, wechselt aber je nach der Jahreszeit. Er ist ein friedliches Thier, das den Menschen flieht, aber im Kampfe erscheint er furchtbar. Wenn er eine Wunde erhalten hat, dann stellt er sich dem Feinde entgegen, und schnaubt Rache und Wuth; seine blutlaufgelaufenen Augen rollen wild in ihren Höhlen umher, er bläst seine Nüstern weit auf, schüttelt die Mähne und rennt wie blind auf den Gegner zu.

Am zahlreichsten findet man ihn am obern Missouri, wo er zu allen Jahreszeiten auf den Steppen hinläng-

liche Nahrung findet. Wenn plötzlich Frost einfällt und Schnee das Gras bedeckt, welches auf diese Weise seinen Saft behält, so scharret er dasselbe leicht hervor, und es mundet ihm besser, als in südlicheren Gegenden, wo die Sommerhitze es zu Heu ausdörret. Zur Vegetationszeit, welche in die Monate August und September fällt, sieht man in jenen Gegenden die Büffel in Herden von Tausenden beisammen, und das Land ist weit und breit mit ihnen bedeckt. Sie stutken, gleich einer schwarzen Wolke, hin und her, wühlen im Schlamm, kämpfen miteinander um die Weibchen, und aus der Ferne gleicht ihr Brüllen einem Donnergetöse.

Die Büffeljagd ist für den Indianer eine nothwendige Beschäftigung und ein Vergnügen zugleich. Um sie drehet sich sein ganzes Sinnen und Trachten, wenn er nicht gerade mit einem andern Stamme Krieg führt. Er fängt sich aus den Herden der wild umher schweifenden Pferde ein Ross heraus, und richtet es Monate lang zur Büffeljagd ab. So klein diese wilden Pferde sind, so rasch laufen sie; auf der Prairie rennt nicht einmal die leichtfüßige Antilope schneller dahin, und nach einiger Anstrengung befindet sich der Reiter immer an der Seite des Thieres, welches er sich zur Beute ausersuchen. Wenn der Indianer sich zu seiner „Arbeit“ anschickt, so legt er Schild, Röcher und Mantelüberwurf, die ihn an freier Bewegung hindern würden, ab, nimmt seinen Bogen in die linke Hand, versieht sich mit einem halben Duzend Pfeile, und hält in der rechten eine Peitsche, die er im Nothfalle auf das Unbarmherzigste handhabt. Den Zügel wirft er, wie die erste Abbildung unserer fünften Tafel zeigt, seinem Rosse über den Hals; er lenkt dasselbe lediglich mit einem Drucke seiner Schenkel bis dicht in die Nähe des Büffels, und zwar so, daß er beide Arme frei bewegen und seinen Bogen mit Sicherheit handhaben kann. Mit bewundernswürdiger Gewandtheit weiß er aufs Allergenaueste den Augenblick abzapassen, in welchem er nur noch wenige Schritte von seiner Beute entfernt ist; dann schießt er, während sein Pferd in gestrecktem Laufe vorüberrennt, den Pfeil ab, und verfehlt selten die tödt-





I



II



I



III

BÜFFELJAGD

am Missouri

I. Bd. 5



ENTWURF VON G. H. S. N. I.





lichste Stelle. Verfolgt er eine ganze Büffelherde, so reitet er nicht auf den Flanken derselben, sondern hinten her, und sucht sich irgend ein Thier aus, welches von ihm aufs Korn genommen wird. Sein Hauptbestreben geht immer dahin, dasselbe von der Heerde zu trennen, damit er nicht unter die Masse der Heerde und in Gefahr gerathe, von ihr überrannt und zertreten zu werden. Ein gut abgerichtetes Pferd geht immer willig in die Absicht des Reiters ein und ist demselben in jeder Hinsicht förderlich. Instinktmäßig hält es sich von dem gewaltigen Büffel, dessen überlegene Kraft es ahnet, in gehöriger Entfernung, und wendet stets, indem der Jäger den Schuß thut, kurzab zur Seite. Aber trotz aller Vorsicht gerathen, wie unsere zweite Abbildung darthut, manchmal Ros und Reiter in die größte Gefahr, und wenn auch meist ein verzweifelter Sprung den Indianer rettet, so muß doch das Pferd seine Kühnheit gewöhnlich mit dem Leben bezahlen, da der wüthende angeschossene Büffel es entweder mit seinen Hörnern zerfleischt, oder, wenn es am Boden liegt, zerstampft und mit der Wucht seiner ungeschlachten Körpermasse erdrückt.

Der Indianer stellt dem Büffel zu allen Jahreszeiten nach. Am sichersten und leichtesten bemächtigt er sich des Thiers im Winter, wenn tiefer Schnee die Steppen bedeckt. Alsdann sinkt der Büffel bis an den Bauch in denselben ein, während sein Verfolger, mit Hülfe leichter Schneeschuhe, rasch über die leichtgefrorene Decke hinweggleitet, und ohne Anstrengung jeglichen Büffel einholt. Ist derselbe erlegt, so wird ihm die Haut abgezogen, um gegen Branntwein vertauscht zu werden; das Fleisch, woran ohnehin in den Wigwams Ueberfluß ist, bleibt liegen, und wird von den Prairiewölfen verzehrt.

Von diesen letzteren gibt es am obern Missouri mehrere Arten, die gewöhnlich in Rudeln von sechzig bis siebenzig um die Büffelherden herumstreifen. Am häufigsten sind die weißen Wölfe, die aus einiger Ferne gesehen, große Aehnlichkeit mit einer friedlichen Schaafherde haben. Da der Büffel sich vor ihnen nicht zu fürchten braucht, obschon sie sehr wild und gefräßig sind, und oft die Größe des stattlichsten neufundländischen Hundes erreichen, so pflegen die schlaunen Indianer, wie auf unserer dritten Abbildung dargestellt ist, sich in Wolfspelze zu stecken, mit Bogen und Pfeil bis in die Nähe der Heerde heran zu kriechen, und einen günstigen Augenblick wahrzunehmen, um eine fette Kuh zu erlegen. Die weißen Wölfe finden jetzt noch immer Nahrung genug, und greifen nie einen Menschen an; wenn aber die Büffel einst verschwinden, dann werden sie ohne Zweifel eine wahre Landplage für die Gegenden am

rechten Ufer des Mississippi werden. Nie wagen sie sich an den Büffel, wenn diese heerdenweise beisammen sind, aber auf der Wanderung von einem Weideplatz zum andern ereignet es sich häufig, daß ein Thier eine Strecke weit hinter der Heerde zurückbleibt, und dieselbe aus dem Gesichte verliert. Dann kommen die weißen Wölfe, oft vierzig bis fünfzig an der Zahl, heulend auf dasselbe zu, umringen es und peinigigen es unter großen Qualen und Martern zu Tode.

Ein Reisender erzählt: „Auf meinen Wanderungen in den Ebenen am Missouri habe ich mehr als einmal beobachtet, wie eine Horde dieser gefräßigen Thiere einen alten oder verwundeten Stier umzingelt hielt, nachdem sie Tage lang ihn verfolgt und von Zeit zu Zeit Angriffe gegen ihn gemacht hatten. Einst sah ich, wie solch ein mächtiger Bulle mit den Wölfen im Kampfe war; ich konnte mich, nebst meinen Begleitern, bis auf fünfzig Schritt der seltsamen Gruppe nähern, und bequem eine Skizze von derselben aufs Papier werfen. Nachdem dies geschehen, sprengten wir näher hinan, und trieben die Wölfe auseinander. Nun war es möglich, den Büffel näher zu betrachten. Er hatte entseßlich gelitten, sein Kopf war von Haut entblößt, die Zunge ihm beinahe weggefressen, das Fell und Fleisch seiner Hinterschänkel buchstäblich in Stücke zerrissen, und selbst in diesem bedauernswürdigen Zustande, ganz und gar mit tiefen, blutenden und weitklaffenden Wunden bedeckt, stand der Veteran und sammelte eben die letzten Kräfte, um seinen, zum wiederholten Angriffe sich rüstenden Feinden noch einmal tapferen, wenn auch vergeblichen Widerstand zu leisten. Die Wölfe hatten ihn wieder umringt, einige lagen zurückgelehnt, um Athem zu schöpfen, andere leckten ihre Wunden, und noch andere, welche der Büffel zerstampft, oder mit seinen Hörnern zerrissen hatte, lagen todt umher, (eine Scene, welche unsere vierte Abbildung getreu wiedergibt). Ich ritt näher zu dem alten Thiere hinan, das blutend und zitternd da stand, und sagte: Jetzt alter Bursch, ist deine Zeit gekommen, und dir wäre wohlser, du hättest schon ausgelitten. Obwohl seines Augenlichtes beraubt und entseßlich mitgenommen, schien er doch einen Freund in mir zu erkennen, denn er richtete sich auf, und sprengte in gerader Richtung über die Prairie. Wir ritten von dannen; als wir aber kaum eine Viertelstunde weit entfernt waren und uns umblickten, sahen wir, daß seine Peiniger ihn schon wieder eingeholt hatten. Gleich darauf war er eine Beute ihrer Gefräßigkeit geworden.“

Früher waren die Büffelherden weit zahlreicher als jetzt, wo sie mit reißender Schnelligkeit sich vermindern. Auch das ist die Folge des unheilvollen Brannt-



weintrinkens. Im April 1832 brachte eine Abtheilung Siour den ameritanischen Pelzhändlern auf einmal nicht weniger als vierzehnhundert Büffelzungen, — die Ausbeute einer einzigen Jagd — auf der ohne Unterschied alle Stiere, Kinder und trüchtige Kühe erlegt worden waren. Das Fleisch hatten sie den Wölfen auf der Prairie liegen lassen, und nicht einmal die Häute abgezogen. Für die Zungen erhielten sie einige Maas Branntwein, mit dem sie sich verauschten! Und die Maas „Feuerwasser“ wurde ihnen für sechszehn Kronenthaler angerechnet!

Das durch ein so sinnloses Verfahren, welches in den letzten Jahrzehnten bei den meisten Indianerstämmen üblich geworden ist, die Zahl der Büffel sich bedeutend vermindern muß, liegt auf der flachen Hand. In der That haben Männer, die mit jenen Gegenden aus eigener Anschauung genau bekannt sind, schon berechnet, wann der letzte Indianer mit dem letzten Büffel zu sein aufhören wird. Beide sind seit undenklichen Zeiten Inhaber und Besitzer jenes Bodens gewesen, das Dasein des rothen Mannes hängt von dem des Büffels ab, und wenn er diese ausrottet, so wüthet er auf die kurzschichtigste und unverständigste Weise gegen sich selbst. Wo der Weiße sich niederläßt, da verschwindet der Büffel, der in einer angebauteu Gegend nicht leben kann; er

fürchtet sich instinetmäßig vor den Leuten, welche „den Donner in der Hand tragen“ und weicht in die Steppen zurück, der niedersinkenden Sonne zu, wie der Indianer auch. Hier findet er Nahrung in Hülle und Fülle, und würde hinwiederum seinerseits dem Indianer reichlichen Unterhalt gewähren, wenn dieser ihn zu schonen verstände. Jetzt leben, einer mäßigen Schätzung zufolge, mindestens dreimalhunderttausend Rothhäute fast ausschließlich von Büffel Fleisch — was soll aus ihnen werden, wenn dieses Thier, dem sie den Untergang geschworen zu haben scheinen, nicht mehr vorhanden? Sie verkauften in den letzten Jahren durchschnittlich 150,000 bis 200,000 Häute an die Europäer, und überließen das Fleisch den Geiern und Wölfen!

Was wollen künftig jene 300,000 rothen Menschen beginnen, wenn es ihnen an Lebensmitteln fehlt, und die anderthalb Millionen weißen Wölfe, welche jetzt die westlichen Prairien durchstreifen? Die Bedürfnisse, welche der Indianer neuerdings als solche zu betrachten sich gewöhnt hat, besonders Branntwein, Schießgewehre, Fabrikwaaren, wollene Decken und dergleichen mehr, sind sämmtlich künstliche, von den Weißen erst geschaffene. Sie bezahlen die Waaren, welche sie kaufen, vorzugsweise mit Büffelhäuten. Und wenn nun keine solche mehr vorhanden sind, was bei dem jetzigen Systeme in höchstens zehn Jahren der Fall sein muß? —

## Erfindungen, Gewerbe und Handel.

### Deutsche Erfindungen älterer Zeit.

In unseren Tagen drängt eine neue Erfindung die andere; es vergeht kein Tag, an welchem nicht irgend eine Verbesserung an Maschinen oder Schiffen, oder eine Entdeckung oder Erfindung gemacht wird. Deutsche, Engländer, Franzosen und Belgier scheinen in dieser Hinsicht ein förmliches Wettrennen zu halten, die eine Nation sucht die andere immer zu überflügeln. Heute hört man von einer Sicherheitsvorrichtung an einer Lokomotive, morgen von einer Vorkehrung, den kostspieligen Brennstoff zu ersparen, am nächsten Tage von einem neuen wohlfeilern Brennmaterial, mag es nun Kohlenstein oder gepreßter Torf sein; dann wird gar eine neue Flugmaschine erfunden, oder eine zweckmäßigere Art von Schienen, und dergleichen mehr. Die Mechanik und die technischen Wissenschaften haben in unseren Tagen eine Ausbitung er-

reicht, von der man vor dreißig, ja noch vor zwanzig und zehn Jahren kaum eine Ahnung hatte. Und wenn man nun gar sich um drei Jahrhunderte zurückversetzt! Welch ein ungeheurer Abstand ist schon zwischen der einfachen Spindel und dem Spinnrade das der Braunschweiger Jürgens erfand, und nun zwischen diesem und den Maschinenspinnereien, in denen hunderte von Leuten arbeiten und die durch Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt werden! In diesem Drängen neuer Erfindungen geht leicht die Erinnerung an jene früherer Zeiten verloren, die doch auch ihre große Bedeutung hatten. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir auf den Schultern der hinter uns liegenden Jahrhunderte stehen, und daß wir ohne die Bemühungen unserer Vorfahren nicht zu dem Grade gewerblicher Entwicklung gelangt wären, auf welchem wir uns jetzt befinden. Manche ihrer Erfindungen, die theilweise längst durch zweckmäßigere in Vergeßenheit gerathen, oder durch allge-